

Stephan Seeger, Volker Tzschucke

„GESCHICHTE IST KEINE LEHRERIN, GESCHICHTE IST EIN ORAKEL: SIE KANN UNS WEISER MACHEN“

Das Ende des I. Weltkrieges und der Untergang des „alten Europa“

Der folgende Report fasst die Ergebnisse der Veranstaltung „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“ zusammen. Zitate – auch auszugsweise – sind unter Verweis auf die Quelle möglich.

Es geschieht in diesen Tagen wieder häufiger, dass die Geschichte befragt wird: Runde Jahrestage wie das Ende des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren, offiziell mit dem Waffenstillstand am 11. November 1918 besiegelt, oder der Ausrufung der Republik in Deutschland zwei Tage zuvor, rufen Erinnerungen wach und fordern Auseinandersetzung. Und zugleich sind es die Krisen der heutigen Zeit, die Fragen aufwerfen: Das schrittweise Auseinanderdriften Europas, der Brexit, der lautstarke Ruf nach einfachen Lösungen in einer immer komplexer werdenden Welt, der Aufstieg von Politikern und Parteien, die eben diese einfachen Lösungen scheinbar anbieten, die Verrohung der Sprache in der Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner, der Zerfall langlebiger Bündnisse – haben wir das nicht alles schon einmal erlebt?

Der erste Weltkrieg ist uns näher als noch vor 20, 30 oder 40 Jahren

„Die Geschichte ist keine Lehrerin, die Geschichte ist ein Orakel: Sie kann uns weiser machen“, sagte der vor allem für sein Buch „Die Schlafwandler – Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ bekannte Historiker Sir Christopher Clark kürzlich in Leipzig: „Wer sich mit der Geschichte beschäftigt, kann gefährliche Zwangssituationen rechtzeitig erkennen oder ihnen sogar entkommen.“ Die von den Leipziger Sparkassen-Stiftungen organisierte Veranstaltung „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“, auf der Clarks Sätze fielen, wollte Ende Oktober in Leipzig und Wernsdorf eben eine solche Beschäftigung mit der Geschichte ermöglichen.

Paradoxerweise, so erklärt der Cambridge-Professor hier, sei uns der Erste Weltkrieg heute näher als noch vor 20, 30 oder 40 Jahren: Der „antiquarische Charme“ sei aus der Debatte über diese „Urkatastrophe Europas“ verschwunden, die nicht nur vier große Reiche zerstörte, sondern auch Millionen Menschen das Leben kostete und noch mehr Verwundete zurückließ. „Wirft man ein Auge auf die Ereignisse der Sommerkrise 1914, dann ist man erstaunt von der hohen, von der rohen Aktualität, von der Modernität des Geschehens“, so Clark. Das Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914 auf das Autokorso mit dem österreichisch-ungarischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, das kriegsauslösende Ereignis, erinnere an Dallas 1963, man habe unwillkürlich „den flackernden Film vom Mord an John F. Kennedy“ vor Augen. Und die Ausführung des Anschlags erfolgte durch eine Gruppe junger Männer, die sich als Selbstmord-Kommando verstanden hätten: Die serbischen Attentäter waren durch ein Milieu radikalisiert worden, das einen Totenkult gepflegt und die Selbstaufopferung verlangt hatte, und hatten Zyankali-Tabletten dabei, die sie nach Ausführung ihrer Tat schluckten (und die aber nicht ausreichend wirkten). Zudem seien wir heute stärker sen-

sibilisiert für die geschichtswandelnde Kraft eines einzelnen Ereignisses, eines Terroraktes: Der Angriff auf das World Trade Center 2001 habe uns gelehrt, dies nachvollziehen zu können. Das Ende der bipolaren Welt, wie man sie aus der Zeit des Kalten Krieges kannte, werde uns nun zunehmend bewusst – und auch, was dies bedeutet: „Wir befinden uns, wie die Zeitgenossen des Jahres 1914, in einer zunehmend gefährlicher werdenden multipolaren Welt“, so Clark in Leipzig.

Europa neu erzählen – und bei A beginnen

Es ist dieses Bewusstsein einer krisenhaften, mit der Zeit vor 100 Jahren durchaus vergleichbaren Situation, die der Veranstaltung der Leipziger Sparkassenstiftungen einen großen Zulauf beschert. Gut 200 Gäste sind gekommen: Der ehemalige sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf ist ebenso präsent wie der Kommandeur des Ausbildungskommandos Heer, General Norbert Wagner, die Bundesverfassungsrichterin Christine Langenfeld oder der frühere Bundespolizeipräsident Matthias Seeger. Auch Vertreter europäischer Fürstenhäuser beteiligen sich an der Veranstaltung – natürlich ist auch für sie das Ende des Ersten Weltkrieges von herausragender Bedeutung: „Unsere Familien haben Europas Geschichte bis 1918 über tausend Jahre gelenkt“, stellt Heinrich Prinz von Hannover fest. Seine Familie, die Welfen, gelten als das älteste Fürstengeschlecht Europas, welches bis ins 8. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist. Man müsse sich mit der Vergangenheit auseinandersetzen, um die Zukunft gestalten zu können, ist Franz Friedrich Prinz von Preußen überzeugt, dessen Familie, die Hohenzollern, die drei Kaiser des Deutschen Reiches von 1871 an gestellt hatte. Mit Alexander Prinz von Sachsen beteiligten sich Repräsentanten von vier ehemals regierenden Kaiser- bzw. Königshäusern an dem Symposium. Für Maximilian Graf zu Solms-Laubach von der Initiative Fürstenhäuser|Kulturträger ist die innere Einheit, basierend auf einem christlichen Wertefundament, unabdingbare Voraussetzung kulturellen, politischen und gesellschaftlichen verantwortlichen Handelns.

Bei kaum einer Familie wird das Ansinnen, eigene Traditionen und Werte einzubringen, um Europa zu stärken, so deutlich wie bei den Habsburgern. Einst die Führer der österreichisch-ungarischen Doppel-Monarchie, finden sich in der Familie in der jüngeren Historie immer wieder glühende Verfechter eines geeinten Europas: Der 2012 verstorbene Otto von Habsburg, ältester Sohn des letzten österreichisch-ungarischen Kaisers, war über 20 Jahre lang Mitglied des Europäischen Parlaments und über Jahrzehnte Kopf der Paneuropäischen Union. Vor fünf Jahren – anlässlich eines Gedenktreffens der europäischen Fürstenhäuser zum 200. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig – erinnerte Ottos Sohn Georg Erzherzog von Österreich daran, dass die Europäische Union für Sicherheit und Stabilität stehe und „nicht für Banken- und Wirtschaftskrisen.“ In diesem Jahr ist es Ottos Tochter Walburga Gräfin Douglas, die in Leipzig das eindrucklichste Plädoyer für einen in Vielfalt geeinten Kontinent hält – auch aus eigenen Lebenserfahrungen heraus: Im August 1989 hatte sie das paneuropäische Picknick an der österreichisch-ungarischen Grenze maßgeblich mitorganisiert, das 661 DDR-Bürgern den verhältnismäßig gefahrlosen Weg nach Westeuropa öffnete – „die größte Flüchtlingswelle seit dem Bau der Mauer“, wie sie berichtet. Sie sei fasziniert gewesen, welche Strahlkraft die Idee eines freien Europas damals entwickelt habe, trägt sie beim Symposium vor: „Die eingeklemmten Menschen im Osten Deutschlands suchten nach einem

Loch in der Grenze. Sie haben ihre Häuser, ihre Autos, ihr Leben hinter sich gelassen, um frei zu sein.“ Heute, so wird sie bei der Podiumsdiskussion zum Abschluss der Veranstaltung erklären, komme es darauf an, Europa wieder besser zu erklären, das ABC von Europa neu zu erzählen: „Und dabei müssen wir wieder bei A beginnen.“

Geschichte als Wühltisch für nationale „Meistererzählungen“

Wie man aus der „Spirale der inneren Erosion der Europäischen Union“ herausfinden kann, das fragt sich nicht nur Harald Langenfeld, als Vorstand der Medienstiftung der Sparkasse Leipzig Gastgeber der Veranstaltung. In den Tagen von Wernsdorf und Leipzig ist es steter Gesprächsgegenstand: beim Ökumenischen Gottesdienst zum Auftakt, bei der Podiumsdiskussion zum Schluss und ebenso in jeder Pause, in der das offizielle Programm ruht: Ist der Brexit noch zu vermeiden? Welche Rolle kann Deutschland künftig spielen und wie müsste es sich dafür aufstellen – innenpolitisch und außenpolitisch, infrastrukturell und militärisch? Wie sollte sich Europa im Syrienkonflikt verhalten? Was will Putin? Und ist überhaupt noch eine gemeinsame Vision vorhanden zwischen Pragmatikern im Norden und Westen, rechtsnationalen Regierungen im Osten, ökonomischen Spielerpersönlichkeiten im Süden des Kontinents? Gab es sie jemals, diese gemeinsame Vision von Europa? Bräuchte es dafür nicht zunächst eine „gemeinsame Geschichte“?

Dass die keine Selbstverständlichkeit ist, verdeutlichte Sönke Neitzel, Inhaber des Lehrstuhls für Militärgeschichte / Kulturgeschichte der Gewalt am Historischen Institut der Universität Potsdam. Für den Zweiten Weltkrieg hat jede Nation ihr eigenes Narrativ entwickelt: Deutschland habe die Meistererzählung von der handwerklichen Exzellenz der Wehrmacht entwickelt, Großbritannien sich zur „Nation of winners“ erklärt, in Frankreich und Italien wurde der Widerstand gegen die deutsche Besatzung überhöht – und alle Völker und Privatmenschen erzählen vor allem von den eigenen Opfern: „Die Geschichte ist ein großer Wühltisch, aus dem wir uns das passende T-Shirt wählen“, überspitzte der Professor. Natürlich mache solch eine unterschiedliche Gewichtung beim Erzählen der Geschichte Sinn, gibt er zu – zumindest aus nationaler Perspektive. Für mehr Verständnis unter den Völkern müsse man sich deshalb zunächst einmal die Mühe geben, die Logik der nationalen Narrative zu verstehen. Und dann dürfen wir uns auch einen differenzierteren Diskurs zutrauen: „Es bringt nichts, ein einfaches Narrativ durch ein anderes zu ersetzen – wir müssen unsere Geschichte öfter auch in Grautönen betrachten.“

„Ein Muster für die Verständigung“

Perspektivwechsel ist gefragt. Dass dies funktionieren kann, verdeutlicht in Leipzig Konrad Adenauer. Der Jurist und Politiker heißt nicht zufällig wie der erste deutsche Bundeskanzler, er ist dessen Enkel – und pflegt dessen politisches Erbe. Vor allem um die deutsch-französische Aussöhnung geht es ihm beim Leipziger Symposium, für das – ein Zeichen der gelungenen Aussöhnung – Sachsens Ministerpräsident Michael Kretschmer und die französische Botschafterin Anne-Marie Descôtes gemeinsam die Schirmherrschaft übernommen hatten. Adenauer erinnert daran, wie bereits nach dem Ersten Weltkrieg die „Erbfeinde“ Deutschland und Frankreich versuchten, den „Tiefpunkt“ ihrer Beziehungen nach dem Versailler Vertrag und der Ruhrbesetzung 1923 zu überwinden. In beiden Ländern habe man

dann begonnen, „in sich zu gehen und die beiderseitigen Beziehungen zu verbessern“ – gipfelnd im Vertrag von Locarno, wo den Kriegsverlierern der Verliererstatus genommen wurde. Doch spätestens Hitlers Blitzkrieg gegen Frankreich habe dafür gesorgt, dass die deutsch-französischen Beziehungen 1945 vollkommen in Trümmern lagen: „Frankreich ging es in der Folge im Wesentlichen darum, sich vor Deutschland zu schützen“, erinnert Adenauer. Gleichwohl habe es auch schnell auf beiden Seiten Bemühungen gegeben, aus der Sackgasse herauszukommen. In Deutschland fürchtete man dann den Präsidenten Charles de Gaulle als Nationalisten: „Er war nicht als Freund Europas bekannt.“ Doch ein gemeinsames Fundament aus humanistischen Grundlagen und ähnlichen Wertvorstellungen hätten die Annäherung zwischen Kanzler Adenauer und dem Präsidenten möglich gemacht, gipfelnd im Elysee-Vertrag, für den Enkel Konrad Adenauer „ein Muster für die Verständigung zwischen lange verfeindeten Völkern.“

„Keineswegs eine Zukunft des dauerhaften und ewigen Friedens“

So gibt die deutsch-französische Geschichte Anlass zur Hoffnung, dass die Gemeinsamkeiten die Unterschiede überwiegen, historische Konflikte überwunden werden können? Politikwissenschaftler Herfried Münkler geht keineswegs davon aus, dass wir uns „in eine Zukunft des dauerhaften und ewigen Friedens hinein bewegen“: Er spricht über die „Kriege der Zukunft“, die er kommen sieht. Doch auch hier könne man die Geschichte befragen. „Ich gehe davon aus, dass diese Kriege der Zukunft dem 30-jährigen Krieg ähnlicher sein werden als den Kriegen der sogenannten Westfälischen Ordnung.“ Letztere waren Auseinandersetzungen, die auf eine Entscheidungsschlacht hinausliefen, die „ein militärischer Fingerzeig in Richtung der Führung von Friedensverhandlungen“ sein sollte. Entscheidung auf dem Schlachtfeld statt eines jahrzehntelangen Erschöpfungskampfes – das sei in der Westfälischen Ordnung eine Lehre aus dem 30-jährigen Krieg gewesen: Andernfalls machte Krieg als Mittel der Politik keinen Sinn, sondern wurde zu einem Monster, das sich verselbständigte. Immerhin 300 Jahre habe man sich in Europa auf diese Formel verständigt. Doch im 20. Jahrhundert seien zunehmend Kriege zurückgekehrt, die dem 30-jährigen Krieg ähnelten, hat Münkler beobachtet: Sie dauerten lang und endeten erst, wenn alle erschöpft sind. Innergesellschaftliche und zwischenstaatliche Konflikte überlagerten sich, so dass Sieg und Niederlage existenzielle Dimensionen annahmen. Und schließlich ginge es bei solchen Kriegen immer auch um Hegemonialkonflikte, an deren Ende ganze Ordnungssysteme verändert wurden: „In ihnen werden also nicht nur Entscheidungen für den Tag und die Stunde, sondern für Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte getroffen. Solche Kriege haben also etwas Definitives – und keine der beteiligten Mächte kann sich damit beruhigen, das jetzt eingetretene Ergebnis des Krieges sei bloß provisorisch und könne bei nächster Gelegenheit revidiert werden“, so Münkler. Auch der Erste und Zweite Weltkrieg könnten so betrachtet werden. In jüngerer Zeit seien solche Entwicklungen auf dem Balkan zu beobachten gewesen, in der Ukraine, in der Türkei, im Kaukasus, in Afghanistan oder im Nahen Osten: Sie beginnen mit der Frage, wer eigentlich das Sagen hat, und konfessionellen Spaltungen, die schnell für eine Internationalisierung des Konflikts sorgen. Die Ausweitung von Herrschaftsgebieten komme damit beinahe automatisch hinzu, schließlich spielten Hegemonialkonflikte hinein – und führten zu lang anhaltenden, schwer zu beruhigenden Konflikten. Die Geschichte also als Lehrerin? „Das heißt jetzt nicht, dass wir eine Analogie haben. Aber es heißt nach dem

definitiven Ende der Westfälischen Ordnung, dass wir jetzt eine Situation haben, in der wir vermutlich aus der Beschäftigung mit Kriegen vom Typ 30-jähriger Krieg mehr für die Gegenwart lernen können als aus der Beschäftigung mit den klassischen Staatenkriegen.“

„Nicht nur der Krieg, auch der Frieden verfügt über eine lange und tiefe Geschichte“

Die Geschichte ist keine Lehrerin, sie ist ein Orakel: „Woher kommen wir? Wohin wollen wir? Das sind große Fragen, die wir auch nicht abschließend beantworten können – aber hoffentlich gehen wir auf einem höheren Niveau ratloser aus dieser Veranstaltung heraus“, hatte Sönke Neitzel nach dem Symposium zusammengefasst. An einen Fakt erinnerte auch Christopher Clark, zurückblickend auf den ersten der beiden Veranstaltungstage: „Es war besonders schön, das Hubertusburger Schloss kennenlernen zu können, weil für mich dieses Schloss wichtig ist als der Ort eines Friedens – kein Schauplatz des Krieges, sondern der Ort, wo der Siebenjährige Krieg beendet wurde durch einen Friedensschluss. Daran sieht man, dass nicht nur der Krieg, sondern in Europa auch der Frieden über eine lange und tiefe Geschichte verfügt.“

Alexander Prinz von Sachsen hob die inhaltliche Qualität der Vorträge und Gespräche hervor: „Ich finde die Ergebnisse dieser einmaligen Veranstaltung so interessant und in einigen Punkten überraschend, dass ich mir wünsche, dass diese einer breiteren Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden, damit möglichst viele Menschen an diesen Ergebnissen teilhaben können“.

Diesem Vorschlag werden die Leipziger Sparkassenstiftungen folgen: Im ersten Quartal 2019 wird eine umfangreiche Dokumentation in Schrift, Ton und Bild veröffentlicht.